

Kunst als Wissenschaft

Hartmut Böhme erklärt „Aussichten der Natur“

Wer im 20. Jahrhundert Wolken malt, wird neben dem natürlichen Wind-Wasser-Kreislauf auch menschengemachte Rauchpartikel oder gar radioaktive Strahlungen mitmalen müssen. Joseph Beuys hat solch eine Wolke gemalt – und der Kulturwissenschaftler Hartmut Böhme hat sie gedeutet: als Ausdruck der Verwobenheit von Kultur und Natur. Böhmes schmales Bändchen liefert eine Ideendichte, die das Gespräch herausfordert wie ein Brühwürfel den Aufguss. Damit passt es ins novellistische Format der Reihe „Fröhliche Wissenschaft“ im Verlag Matthes & Seitz Berlin: Eine klare, zielorientierte Argumentation verfolgt eine unerhörte Behauptung. Während die westeuropäische Denktradition, so Böhme, seit der Neuzeit klar zwischen Kultur und Natur trenne, spreche die Bildende Kunst eine andere Sprache. Hier sehe man statt einer Entgegensetzung von der aktiven Tätigkeit des selbstbestimmten Menschen und seinem zu bearbeitenden Objekt eher Verwobenheit und Gleichzeitigkeit.

Um diese These zu belegen, bietet Böhme zunächst eine kleine, aus der griechisch-lateinischen Wortgeschichte gearbeitete Theorie der Evidenz. Sie zeigt, wie die abwesende Natur in der Kunst für uns anwesend wird. Es folgt ein pointierter Parcours durch Positionen des Naturdenkens, der das Spektrum zwischen „Alles ist Natur“ und „Alles ist Kultur“ ausleuchtet.

Der Band ist reich an Ideen – und fordert zum Gespräch

Die Deutungen von Gemälden und Zeichnungen schließlich zeigen zweierlei: Zum einen räumen diese visuelle Argumente alle Zweifel an der permanenten Kopräsenz von Kultur und Natur aus – auch und gerade in der europäischen Tradition. Zum anderen präsentieren sie dieses Verhältnis als historischen Prozess. Während ein Tafelbild des flämischen Malers Robert Campin aus dem 15. Jahrhundert eine harmonisch in die Natur eingebettete Kultur inszeniert, sieht man im berühmten „Sturz des Ikarus“ (1610–15) von Pieter Bruegel d.Ä. eine schon spannungsreichere Komplementarität. Einen Schlüssel für das Kultur-Natur-Verhältnis aber bilden Darstellungen des Meeres. Dem technisch aufgerüsteten Menschen wird es zunehmend möglich, dieses höchst riskante Naturelement erfolgreich zu bemeistern und mit Zuwachs an Wissen und Gewinn von großer Fahrt heimzukehren. Diese Entwicklung von Einbettungs- zu Herrschaftsverhältnissen aber lässt die technische Kultur nie als konkurrenzlose Gewinnerin erscheinen. Sie verläuft weder geradlinig noch unumkehrbar. Vielmehr drängt sie zu einer Naturästhetik, wie Hartmut Böhme sie entwirft: Menschliche Wissenschaft befeuert in ihr die Kunst – und Kunst selbst wird zur Wissenschaft.

STEFFEN RICHTER



Hartmut Böhme: Aussichten der Natur. Naturästhetik in Wechselwirkung von Natur und Kultur. Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2017. 100 Seiten, 15 €.

Ratlos im Unrat

Familiengeschichte als Jahrhundertpanorama: Natascha Wodin und ihr Buch „Sie kam aus Mariupol“

VON WOLFGANG SCHNEIDER

Unglück, Zerrissenheit zwischen den Kulturen, Ortlosigkeit, Fremde – es sind dunkle Motive, die Natascha Wodins autobiografisch grundierte Werke bestimmen. In „Nachgeschwister“ hat die 1945 als Kind ukrainischer Zwangsarbeiterin in Fürth geborene Autorin ihr Zusammenleben mit dem genialischen, absturzfähigen Schriftsteller Wolfgang Hilbig beschrieben. Ihr neues und bisher ambitioniertestes Buch, nominiert für den Preis der Leipziger Buchmesse, steigt noch tiefer in die Schächte des Leidens. „Sie kam aus Mariupol“ ist die faszinierende Rekonstruktion der Familiengeschichte der Autorin, von der diese die längste Zeit ihres Lebens selbst nichts wusste. Bis sie vor ein paar Jahren mit Recherchen über ihre Mutter begann.

Im Internet knüpft Wodin Kontakt zu einem russischen Hobbygenealogen, der die Suche nach Vermissten, nach abgerissenen biografischen Linien und vom Weltbürgerkrieg untergepflegten Stammbäumen zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. Plötzlich drängen die Familienangehörigen mit ihren Geschichten nur so heran. Die Frau, die einst als Kind „slawischer Untermenschen“ davon träumte, einer reichen russischen Fürstenfamilie zu entstammen, bekommt nun eine Herkunft aus der russisch-ukrainischen Oberschicht der Zarenzeit untergeschoben: adlige Grundbesitzer, Schiffseigner, erfolgreiche Geschäftsleute, intellektuelle, Wissenschaftler, ein bekannter Opernsänger. Tiefe Risse gingen schon vor 1917 durch diese Familie: Der Großvater mütterlicherseits, ein Jurist, war ein „Bolschewik der ersten Stunde“, der zu 20 Jahren Verbannung verurteilt wurde.

Die Schriftstellerin liest die Dokumente und staunt. Ist das alles ein Spuk? Will sie jemand mit blauem Blut ködern, um dann – gegen Vorkasse – mit weiteren „Informationen“ herauszurücken? Die Familiengeschichten sind aber auch eine Belastung. Kaum einer der unverhofften Verwandten ist eines natürlichen Todes gestorben; der Enkel der Schwester der Mutter teilt Wodin irritierend emotionslos mit, dass er seine Mutter umgebracht und Jahre in der Psychiatrie zugebracht habe. Bald will die Autorin nichts mehr hören von all diesen „russischen“ Dramen, all den „finsternen, haltlosen Liebes-, Hass- und Wahnsinnesgeschichten“.

Aber natürlich forscht sie süchtig weiter. Welche Verheerungen der Bürgerkrieg nach 1917 mit sich gebracht hat, hat man selten so nachfühlbar erzählt bekommen wie im zweiten Teil dieses Buches. Der Klassenhass wütet in Mariupol, es wird denunziert und gemordet, die Roten und Weißen wechseln sich ab in der Zerstörung der Stadt. Haus und Besitz der Familie werden geplündert. In dieses Inferno wird die Mutter 1920 hineingeboren und kommt in den 36 Jahren ihres Lebens kaum noch aus ihm hinaus. Zum Bürgerkrieg kommt der Hunger-Horror. Erst werden Krähen, Katzen und Hunde gegessen, dann auch Kinder.

Ein Jahrzehnt später wiederholen sich diese Szenen millionenfach in den apokalyptischen Landschaften des Holodomors. Unterdessen arbeitet die Terrormaschine Stalins auf Hochtouren. Lidia, die 1911 geborene Schwester der Mutter, hat sich als Studentin einer konspirativen Gruppe angeschlossen; sie wird verhaftet und 1933 in ein Strafager am Weißmeerkanal deportiert. Diese kühne junge Frau wird zur beeindruckendsten Gestalt des Buches. Auf einem Schrank in Sibirien entdeckt ein entfernter Verwandter ihre Tagebücher. Diese Aufzeichnungen



Sängerin der dunklen Töne. Natascha Wodin.

Foto: Susanne Schleyer/autorenarchiv/Rowohlt

macht Wodin zur Grundlage einer Lebenserzählung, die man mit angehaltenem Atem liest. Lidia wird im Lager als Lehrerin für jugendliche Schwerstkriminelle eingesetzt – sie bekommt es mit dem Bodensatz der sowjetischen Verwahrlosung zu tun. Unterricht wird normalerweise nur mit Wachposten abgehalten.

ANZEIGE

Jetzt jedes Buch versandkostenfrei bestellen!

Bestellhotline: (030) 290 21-520

SHOP TAGESSPIEGEL

www.tagesspiegel.de/shop

Askanischer Platz 3, 10963 Berlin Mo.–Fr. von 9.00 bis 18.00 Uhr Mit eigenem Kundenparkplatz!

des Flick-Konzerns. Während die Hölle der Gulags immer wieder eindringlich beschrieben wurde, während erst recht die Bücher über den Holocaust, so Wodin, „Bibliotheken füllen“, ist das Schicksal der 30 Millionen Menschen, die in die Mühlen des NS-Zwangsarbeiterimperiums gerieten, bisher fast ohne literarisches Echo geblieben.

Dabei hatte jeder deutsche Provinzort seine Zwangsarbeiterlager: 30 000 waren es 1944 im Reichsgebiet. Anfangs wurden die Osteuropäer noch mit zumeist falschen Verheißungen angeworben, im Kriegsverlauf waren es dann immer mehr Verschleppte und Deportierte: „Ganze Güterzüge, vollgestopft mit ukrainischen Teenagern, rollen täglich ins Deutsche Reich.“ Unter Stalin galten diese Menschen als Kollaborateure und Verräter; nach dem Krieg gerieten deshalb viele Rückkehrer vom deutschen direkt in die sowjetischen Gulag. Um nicht „repatriert“ zu werden von den Alliierten, fliehen Wodins Eltern, kurz bevor Sachsen von der Roten Armee besetzt wird, in die Gegend von Nürnberg.

Ein Fabrikbesitzer lässt sie mehrere Jahre in einem Schuppen auf seinem Firmengelände hausen. Dort, zwischen rostendem Metall und lärmenden Güterzügen, ohne Strom und fließendes Wasser, fühlen sie sich geborgener als in den Lagern für Displaced Persons, die sie dann allerdings doch noch kennenlernen: als laute, streitsüchtige, Kriminalität ausbrütende Zwangsgemeinschaften von Zusammengepfepften aus vielen Ländern Osteuropas, darunter viele traumatisiert und krank durch die Zwangsarbeit. In diesem vierten Teil des Buches, in dem ihre eigenen Kindheits Erinnerungen zu greifen beginnen, wechselt Wodin zu einem auto-

biografischen Erzählen, das zum Anrührendsten gehört, was man bisher über das Elend der Displaced Persons gelesen hat. Sie wächst auf im Gefühl, „dass ich zu einer Art Menschenunrat gehörte, der vom Krieg übriggeblieben war“.

Man muss Geduld haben mit diesem außerordentlichen Werk. Die ersten 100 Seiten wirken nicht immer überzeugend in ihrer Mittelsamkeit über die Internet-Suche. Sie erscheinen aber legitimiert, wenn man am Ende zu würdigen weiß, wie hier das Private ins Historische hinübergespielt und ein großer Lebens- und Geschichtsstoff aus dem Vergessen geholt wird. Und wie es Wodin gelingt, die verschiedenen Tonlagen von Recherche, Erzählung, Memoire und Dokumentation zu verbinden. Die Sprache, an der zunächst ein wenig das Verplauderte und einige Floskeln stören („es fiel mir wie Schuppen von den Augen“), erreicht später große Dichte und lakonische Wucht. Zu den literarischen Qualitäten gehört aber vor allem die Präsenz, die neben vielen scharf umrissenen Nebengestalten die Mutter und ihre Schwester Lidia gewinnen. Sie haben sich im Übrigen nie wiedergesehen. Die Schwester starb 2001; die schwer depressive Mutter verließ 1956 wortlos die Wohnung und ertränkte sich in der Regnitz.



Natascha Wodin: Sie kam aus Mariupol. Rowohlt, Reinbek 2017. 366 S., 19, 95 €.

Literatur BETRIEB

Nur nach festen Regeln

GERRIT BARTELS über die exklusive Buchpremiere dieses Frühjahrs

Manchmal will auch der Literaturbetrieb cool sein. Dann veranstalten Verlage ihre Buchpremiere beispielsweise in der Berghain Kantine, wie neulich die von Fatma Aydemirs Roman „Ellbogen“. Vermutlich weil drei von Aydemirs Protagonistinnen einmal durchs nächtliche Berlin ziehen und in einem Club nicht am Türsteher vorbeikommen. Oder auch wie die von Rafael Horzons „weißem Buch“, weil Horzon halt eine coole Sau ist. Oder die von Jens Balzers Buch „Pop“, weil das nun wirklich nahelag und das Berghain quasi Balzers zweites Zuhause ist.

Manchmal gesellt sich zu dieser angestrebten Coolness noch etwas Geheimnistuerisch-Exklusives. So verschickte der Schweizer Verlag Kein & Aber vor ein paar Wochen Einladungen zu einer Buchpremiere, die in der kommenden Woche stattfindet – jedoch ohne den Ort zu nennen, zudem auf Englisch. Nachdem man sich quasi ins Blaue hinein angemeldet hatte, hieß es: „All further information on location and extravagance awaiting will follow shortly by email.“

Der Roman, der hier beworben und dessen Veröffentlichung solcherart gefeiert werden soll, stammt von dem 1985 im niedersächsischen Hohenhameln geborenen „Spiegel“-Reporter Takis Würger. Er heißt „Der Club“, spielt in Cambridge, ist eine Mischung aus Campus-, Geheimlogen- und Boxroman und erinnert ein bisschen an „Fight Club“, ein bisschen an Donna Tarts „Geheime Geschichte“. Es geht darin um eine Vergewaltigung, Rache und die Sitten und Unsitten rund um den Pitt Club, den es in Cambridge tatsächlich gibt. Und dem Würger angehört. Seit 2014 studiert er am St. John's College in Cambridge. Zudem ist er Mitglied in einem Boxclub, im Hawk's Club, „bei den Adonians und einer Drinking Society, deren Name hier nicht genannt werden darf. Verbrechen hat er in den Clubs keine begangen.“

All das steht dann in der letzten Einladung des Verlags, der Mitteilung über den Ort der „exklusiven Party“, es sind die Anlage und Räume eines Members-Only-Sports-und-Country-Clubs in Charlottenburg. „Sehr englisch, sehr kon-

Gerrit Bartels berichtet an dieser Stelle regelmäßig über den Literaturbetrieb. Nächste Woche: Peter von Becker über literarische Fundstücke



sequent und nach festen Regeln“ wolle man feiern, heißt es darin. Das Ganze beginnt also pünktlich, es gibt ausschließlich Wodka, Wasser, Gin und Champagner – und einen Dresscode: die Herren bitte im Smoking, zur Not macht es ein schwarzer Anzug, die Frauen im Kleid, „lang, kurz, Hauptsache wunderbar“. Und, Humor haben Würger und sein Verlag ja, „sollte diese Vorgabe auf Unverständnis stoßen, freuen wir uns auf goldene Speedo Badehosen, weiße Schlachterschürzen und Plastikklatschen.“

Ob auch schwarze Arena-Badeanzüge erlaubt sind? Im höchsten Maß „konsequent“ ist diese Veranstaltung mitsamt Einladung allemal. Unter den Aufnahmen von Männerbänden, (entweder älter, ganz in Schwarz, melonenwedelnd oder jung und im Hellblau des Pitt Clubs) und dem Hinweis auf einen Berliner Herrenausstatter finden sich zudem Links zu Erstmaßnahmen bei Alkoholvergiftung, zu Alkoholtests, einer Champagnermarke oder zu einer Website von Rolls Royce, um nicht zuletzt zu suggerieren, dass es womöglich einen Fahrdienst gibt.

Ist das nun übertrieben? Gezielt overdone? Oder wirklich lustig? Sicher guter alter Zitatpop. Man fühlt sich an die hohe Zeit der Popliteratur erinnert, als Christian Kracht, Joachim Bessing und Co ihre Plaudereien im Adlon zu Papier brachten oder Bücher eines Eckhart Nickel im Savoy-Hotel vorgestellt wurden. Dazu passend hat Benjamin von Stuckrad-Barre werbende Worte für das Cover von Würgers Roman geliefert, nämlich dass dessen „zauberzarte Geschichte ein Buch“ sei, „das man zum Freund will.“

So viel Zauber und so viel Zartheit stecken darin nicht, das lässt sich an dieser Stelle sagen. Auch das mit der Freundschaft und der Wahrheit und auf was es wirklich im Leben ankommt, wird von Würger mit ein paar Holzhammerschlägen zu viel in seinen trotz allem lesbaren späten Pop-Roman gehauen. Fragt sich nur noch, ob dieses Exklusivpartybrimborium dessen Erfolg förderlich ist – und ob Cambridge nicht der noch viel exklusivere und sowieso angemessenere Ort gewesen wäre, um „Der Club“ zu feiern?

ANZEIGE



Eingesperrt und ausgeschlossen!

Gefangene brauchen Ihre Hilfe, um den »Tagesspiegel« lesen zu können.

Bitte spenden Sie den »Tagesspiegel« für Menschen in Haft zum Preis von 140,80 € halbjährlich, 275,90 € jährlich oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an: Freiabonnements für Gefangene e.V. Bank für Sozialwirtschaft, IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00 Kennwort: »TSP«, www.freiabos.de

Freiabonnements für Gefangene e.V.

Foto: Beate Poppelt

Durchs Leben stolpern

Radek Knapps „Mann, der Luft zum Frühstück aß“

Radek-Knapp-Leser dürfen sich über „Der Mann, der Luft zum Frühstück aß“ freuen: Auch in der neuen, schlanken Erzählung des in Polen geborenen, in Wien lebenden Autors gibt es wieder jene bekannte Schelmenfigur, die sich aus diversen familiären Neurosen herauswindet, ein wenig unbeholfen das andere Geschlecht umgarnt, die Sitten der Zeitgenossen studiert wie ein Ethnologe, als Angehöriger des Dienstleistungsproletariats zum Archäologen der Wiener Randbezirke wird und groteske Abenteuer des Alltags besteht.

Der zwölfjährige Walerian – einem älteren Walerian begegnete man schon vor mehr als zehn Jahren in Knapps Band „Papierfänger“ – wird von seiner Mutter eher unfreiwillig von Polen nach Österreich verpflanzt. Walerian akklimatisiert sich in der neuen Heimat relativ schnell und beschließt, sein Leben unerschrocken in die Hand zu nehmen. Der junge Mann verlässt Muttern ebenso wie die Schulbank und haust fortan in einer schimmigen Wohnung. Zunächst verkauft er Würstchen und reüssiert dann als Heizungsableser. Der 52-jährige Knapp variiert oder vielmehr: recycelt ungenierte Motive und Elemente früherer Bücher. Auch

der Ton ist vertraut: Leicht naiv, bauernschlau, kalauernd und mit Klischees jonglierend stolpert dieser Erzähler durch sein Leben, das von einer angenehmen Spannung zwischen Fremdsein und Heimischwerden geprägt ist. Denn das ist vielleicht das eigentliche Thema Knapps: Wie die Sprache den Zugang zu einer fremden Welt eröffnet, und wie im Spiel mit der Sprache diese Welt erobert und in aller Kuriosität wahrgenommen werden kann.

Walerians Coming-of-Age-Geschichte ist dementsprechend lustig. Aber harmlos ist das Büchlein leider auch. Es erinnert an Anekdoten, die ein paar Mal zu oft und zu routiniert erzählt worden sind – der Vortragende wirkt zwar noch immer sehr charmant, seine Geschichten aber sind leicht angestaubt. ULRICH RÜDENAUER



Radek Knapp: Der Mann, der Luft zum Frühstück aß. Roman. Deuticke Verlag, Wien 2017. 124 Seiten. 16 €.